

Seine Konkurrentin.

Roman von
Fritz Ganger.

(Nachdruck verboten)

26. Fortsetzung.)
Jacobus Langenstein, den der schöne Tag in den Garten gelockt hatte, sah dem Blätterfall nachdenklich zu. Die Natur hielt einen Friede von der Vergänglichkeit, erzählte beredt und eindringlich vom Altern und Sterben.
Jacobus ging ein Stück durchs Herr. Ein feiner, leiser, aber er spürte ihn trotzdem ganz deutlich. Und er war wie ein vorwurfsvolles Erinnern an ein gemisses Vorhaben.
Der Bürgermeister wandte sich in einem ärgerlichen Rud ab, traute die Stirn und blinzelte geradeswegs in die klare Luft, durch die die silberweißen Fäden des Altemberfommers flogen. Bei ihrem Anblick lächelte er spöttlich. Er richtete sich straff auf und schritt in den breiten Hauptweg in straffer Haltung hinab, leise durch die Jähne pfeifen. Was besserwissern klingen sollte, aber doch einen gequälten Eindruck machte. Und als er das Pfeifen mit einer Dissonanz abgebrochen hatte, sagte er in halblaut geflüstertem Selbstgespräch, dabei die Arme rudertig nach vorn wendend, als wollte er einen Beweis für das Vorhandensein überflüssiger Kraft geben: „Ich lasse mich nichts vormachen. Wenn mir das Glück wohl will, gehe ich im nächsten Frühling mit meiner jungen Frau durch den Garten.“
Er drehte sich mit einem elastischen Rud auf den Absatz und lächelte in Siegesverächtlichkeit. Aber das lächelnde Erbkund und machte einem verumtordeten Gesichtsausdruck Platz, als er bemerkte, daß ihm Doktor Vogelsang vom Eingang des Gartens her entgegenkam.
„Mami“, dachte der Bürgermeister, unwillkürlich einem leisen Argwohn Raum gebend, „solle mir Ida Barnefow den auf den Hals gehet haben? Wäglich wäre es schon. Sie soll sich hüten!“

Aber seine verdächtigen Vermutungen zerfielen in nichts, als ihm der Doktor nach seinem Grube schon von weitem zurief: „Ich darf mir doch Ihren Garten einmal ansehen, Herr Bürgermeister.“

„Gemiß, gemiß, Herr Doktor“, beistellte sich Langenstein zu vernehmen. Am dann, als er ihm die Hand gereicht hatte, fortzufahren: „Sie kommen leider etwas spät, lieber Doktor, das Obst ist von den Bäumen. Das Schöne ist dahin.“ Und da ging ihm, als wenn das gar nicht mehr anders sein könnte, wieder der dumme Stuch durchs Herz.

„Es kommt ganz auf den Besucher an, Schönheiten zu sehen“, erwiderte Vogelsang. „Man muß sie nur sehen wollen. Doch vor allen Dingen: wie geht es Ihnen?“

„Oh, ausgezeigert“, erklärte Jakobus Langenstein mit vieler Selbstverächtlichkeit. „Sie leben ja.“

„Allerdings. Frisch und elastisch wie ein Junger.“ „Nicht wahr?“ sagte Jakobus und lächelte so glänzlich, als habe er von Käthe Aenarius bereits das Jawort erhalten. Und dann fuhr er mit vieler Selbstgefälligkeit fort: „Man muß sich nur bemühen, jung zu bleiben, dann wird man überhaupt nicht alt. Sieht man mir an, daß ich die Fünfzig hinter mich habe?“

„Kann, Herr Bürgermeister. Ich sage ja schon. Nur etwas vermisse ich bei Ihnen!“

Langenstein blinzelte seinen Besucher überflüssig an. „Nämlich?“ „Die lange Pfeife. Schmeckt sie nicht mehr?“

„Oh ja, die lange Pfeife.“ lächelte Jakobus etwas gemüßwillt mit einem Anfluge von Verlegenheit. Seitdem er mit Freizeitsgedanken umging, hatte er nämlich die lange Pfeife aus „Schönheitsrücksichten“ in die Ecke gestellt, weil er plötzlich zu der Ueberzeugung gekommen war, ihre Benutzung ermede den Eindruck des Grobpatierlichen, und es schide sich nur für ganz alte Leute, sich mit ihr zu betätigen. Das mochte er aber dem Doktor denn doch nicht sagen, und so lag er herhaft darauf los, er habe heute ausnahmsweise weggelassen, sie mit in den Garten zu nehmen. Es sei auch unbedenklich, sie zu benutzen, wenn man die Veimringe an den Bäumen unterlasse. Was er getan habe.

„Da höre ich also wohl?“

„Aber, ich bitte Sie, liebster Doktor, nicht im geringsten.“ Und Jakobus begann, Friedrich Vogelsang durch den Garten zu führen, um ihm dies und jenes zu zeigen.

Der war nicht recht bei der Sache. Er mußte an Ida Barnefow denken. Ihre Befürchtungen bestanden offenbar zu Unrecht. denn der Bürgermeister ermede durchaus nicht den Eindruck eines Kranken. Wenn, wie sie ihm erzählt hatte, bei ihrem Verwandten irgend etwas nicht zu stimmen schien, so lagen die Gründe dazu ganz wo anders.

Er dachte nicht daran, daß ihm Jakobus Langenstein schon im nächsten Augenblick selbst das Geheimnis unbewußt entzählen würde.

Er war erst recht nicht bei der Sache. Während er dem Doktor seine banalsten Reden, von Sortenwahl und Bodenverhältnissen sprach, kam ihm der Gedanke, Vogelsang als Sachverständigen über das Frst und Wälder, das bei einer Verpachtung im vorgedachten Kammessaler in Betracht käme, auszufordern. Und weil er es höchst ungeschickt tat, mußte der Doktor sehr bald, daß Jakobus Langenstein die Erläuterungen im eigenen Interesse einzog.

Nur wer das weibliche Wesen nicht mochte, das Jakobus zu beglücken beabsichtigte, entzog sich zunächst seiner Kenntnis. Bis der Wissensdürstige auch in dieser Beziehung einwandfreie Fingerzeige gab.

Wie es wohl jetzt mit der Praxis stände, erkundigte sich Langenstein zunächst. Und ob ihm die Konturrenz nicht selbst zuhufte? Frauen verstanden ja das Herzgelingen von Rundschafft stets besser als die schwerfälligen Männer. „Sie sind raffiniert“, meinte Jakobus und lächelte Vogelsang viellegend an.

Der mußte noch nicht so recht, was er mit diesem neuen Gefrage beginnen sollte und sagte, etwas verumtordet in des Stabgehaltigen lächelnden Gesicht blinzelnd: „Die Praxis läßt sich jetzt tagen an. Eine Heimbauer zur Epidemie sich entwickelnde, aber bisher quartär verlaufende Diptherie hat mit einige Patienten gekräftigt. Meiner Kollegin wird es ähnlich ergehen. Aber natürlich brauchen wir uns beide nicht über Arbeitsüberflutung zu beklagen. Zeitlich ist keine Gelbarbe für

einen Arzt, erst recht nicht für zwei Menschen, die von diesem Berufe leben wollen.“

„Oh, ja“, sagte der Bürgermeister nun, womit er wohl einen Behauern Ausdruck verleihen wollte. In Wirklichkeit schien er recht zufrieden, denn er rieb sich die Hände wie ein Kaufmann, der ein gutes Geschäft in Aussicht hat, lächelte ein wenig und fragte dann, in einem etwas unheimlichen, taustenden Ton spredend: „Da würde sich also wohl... ich meine, Fräulein Aenarius... weit sagen, Ihre Kollegin, würde ihre Praxis hier in Zschelin also gar nicht ansetzen?“

„Aha!“ dachte Friedrich Vogelsang etwas wie eine Erleuchtung verspürend. „Also dahinaus geht!“ Dann sagte er: „Ob sie ihre Praxis aufgeben würde, das kann ich natürlich nicht wissen. Jedenfalls, wenn Ihr etwas Besseres geboten würde... Es kommt ja doch bei solchen Dingen in der Hauptsache darauf an, ob man einen guten Lauf machen kann.“

Hierauf war Jakobus Langenstein in seinem Eifer so unvorsichtig, unter einem Inandenhaften Erörtern zu sagen: „Ich denke doch, daß Fräulein Aenarius den Lauf nicht als einen schlechten bezeichnen könnte.“

Da glaubte sich Vogelsang völlig informiert. Und die Quintessenz der vielen Fragen lautete nach seiner Meinung kurz und bündig: Der Herr Bürgermeister will betraten. Und das Ziel seiner Wünsche heißt Käthe Aenarius.

Er mußte sich Mühe geben, ernst zu bleiben. Der auf das letzte Jahrzehnt zurückende, nicht gerade schlanke Mann mit dem Einfluß von Willkürhaftigkeit und mit der etwas tapferen Art des Beobachters, die um fast dreißig Jahre jüngere, geradeswegs hübsche und durchaus modern veranlagte Käthe Aenarius! Ein merkwürdiges Gespann würde das abgeben... Nun, er wünschte dem mit Freizeitsgedanken umgehenden Bürgermeister jedenfalls alles Gute, konnte sich indes nicht so recht denken, daß seine Berufsgegenin an Geldmangelverrichtung leiden würde. Immerhin... wo die Liebe hinfällt...!

Der Doktor hielt die Situation für fast komisch geworden und glaubte, am besten zu tun, den Rückzug anzutreten. Fräulein Barnefow durfte er bei Gelegenheit mit bestem Gesinnungen vernehmen, daß zu den von ihr gehaltenen Besichtigungen nicht der geringste Anlaß vorliege, Herr Jakobus vielmehr so gesund wie er der Frst im Wälder.

Als der Bürgermeister seinem Besucher bis zu der Seitenpforte, die auf die Straße führte, das Geleit gegeben hatte — etwas verumtordet über den schnellen und haltigen Aufbruch — und er ihm ein Stuch nachschickte, kam ihm plötzlich ein Gedanke, der ihn in sein Vorhaben, Käthe Aenarius einen Antrag zu machen, in einer ganz neuen Beleuchtung sehen ließ und es in eine Art Glorienring hüllte: er würde dem Doktor die Konturrenz vom Halse schaffen. Und dazu hätte er eigentlich überhaupt eine Verpflichtung doppelter Art. Einmal war er es ihm deshalb schuldig, weil er ihn unter Darstellung unglücklicher Verhältnisse nach Zschelin gelockt hatte, und zum anderen hatte er mit dem hinterhältigen Besuche bei seiner Konkurrentin eine Schuld auf sich geladen, die er auf die von ihm gebachte Weise am besten abtragen konnte.

Wenn dann Käthe Aenarius erst nicht mehr Keschlop bieten, sondern der heillosen Freia Opfer darbringen würde, sollte der gute Doktor noch eine besonders nachträgliche Entschädigung darin finden, daß er den Stammhalter, den die junge Mut r dem beglückten Vater in die Arme legen würde — ganz sich, r einen Stammhalter — aus der Laufe hob.

Käthe Aenarius drehte die Hand nach Patschuli duftende Briefkarte des Bürgermeisters, die ein draußen im Flur auf Antwort wartender Bote soeben gebracht hatte, ungeschicklich zwischen den Fäben und machte ein verweirfelt komisches Gesicht. Die Karte in möglichst weiter Entfernung haltend — denn Patschuli empfand sie als Beleidigung ihrer Geruchsbereit — las sie zum dritten oder vierten Male:

„Sehr verehrtes gnädiges Fräulein Doktor!
In einer durchaus wichtigen persönlichen Angelegenheit wäre mir eine Ausprache mit Ihnen erwünscht. Ich gäbe sich mit daher die ergebnisse Anfrage, ob Sie gütigst Ihre werthe Erlaubnis dazu geben wollen, daß ich Ihnen morgen vormittag um 11 Uhr meine Aufwartung mache.“

In der angenehmen Hoffnung, einer begehenden Antwort entgegengehen zu dürfen, verbarre ich in Ergebenheit als
Ihr
Jakobus Langenstein.“

„Was will der Mann von mir?“ fragte Käthe im Selbstgespräch recht ungerührt laut und trug die Erzeugerin des ihre Geruchsnerven beleidigenden Duftes zum Ofen, wo das mit der verdorstenen Schrift Jakobus Langensteins bedeckte Kärtchen mitteillos im Hefenloch verblieb. „Ich weiß heute noch nicht, warum er eigentlich damals kam, und ebenowenig, was ihn in die panikartige Flucht trieb.“ Sie überlegte einen Augenblick. „Ja, dann meinestwegen! Es gibt weitestens mal ne kleine interessante Abwechslung in dem ideo Einzelier der Zscheliner Tage.“ Und ein Wädeln später war der Bote schon mit dem zulegenden Bescheid zu Jakobus Langenstein unterwegs.

Am nächsten Vormittag gab es infolge der stärker um sich greifenden Epidemie ausnahmsweise viel zu tun, so daß Käthe im Drange der Arbeit an den angelegentlichsten Besuch überhaupt nicht mehr dachte. Erst als sie kurz vor elf etwas abgeheft und rechtlich hängig hungig nach Hause kam, fiel ihr die Geschiedte wieder ein, erinnert durch den Patschuliduft, der sich für eine sein entwickelte Geruchsbildung immer noch bemerkbar machte.

Käthe rief das Fenster auf. „Es ist überhaupt mit diesem Zeug! Hoffentlich hat sich der Bürgermeister nicht selbst auch damit bedufter, sonst verpörrt er mit das ganze Haus.“

Während sie sich in Halt etwas frisch machte und ein paar von Terese Schulte in Eile herbeigeholte Appetitbrötchen ab, beschäftigten sich ihre Gedanken mit Vermutungen über den Zweck des bevorstehenden Besuches. „Vielleicht soll ich zur Mitwirkung bei einem Wohlthätigkeitsfest als Bardame geschickert werden. Schließlich will man mich auch Landes verwiesen, weil ich den Schilling des Stadtberhauptes einen Teil der Butter vom Brot nahm. Nun, konnte, was kommen mag. Wir sind gesättigt!“ (Fortsetzung folgt.)

Der Vater.

Von
H. Rinsip (Halle).

(Nachdruck verboten)

„Mein Herr! Wen suchen Sie?“ „Scharf und schneidig kam es von den Lippen eines torporenten Herrn in den 50er Jahren mit rotam Gesicht und schneidigem gestülpten Schnurrbart. Eine wichtige Reittpeitche unter dem Arm, gestieft und gepolstert, hand er, der Herr des großen Gutes, vor einem eleganten jungen Mann, der soeben das Gut betreten hatte und nun, neugierig um sich blickend, am Ziehräumen unter den Kastanien stehen blieb.“

Fürsich bildete die hellen Augen des ungefähr Zwanzigjährigen in die grauen Augen des Mannes vor ihm. Dide Falten zogen sich über die niedrige Stirn des Gutsbesizers und von der Nasenwurzel bis zum vollen Scheitel lief eine dicke Ader. Der Alte blinzelte unter dem Bild, der läßt von seinen Augen über seine Stirn, dann an den Wangen herunter über das Kinn und den Bart gitt, als wollte er sich die Jüge einprägen.

„Ich kenne eigentlich niemanden“, kam es von den Lippen des jungen Mannes. „Zufällig führte mich der Weg auf ihren Hof, ich bin Gärtler, und da habe ich mich ein wenig neugierig umgesehen.“ „Der junge Mann wies auf das zweite Tor des Guts Hofes, „werde ich Ihren Hof weiter verwalten.“

Eine kurze Verbeugung des Fremden folgte. Der Guts herr drehte sich wortlos um und schritt nach dem Wohnhaus, das im Hintergrunde des Hofes breit und prächtig wie eine Burg stand. Aus einem geöffneten Stalle sprangen einige Füllen, eines umtollte den jungen Fremden. Aus den Ställen lang das Gebrüll der Kühe um Wasser, denn heiß brannte die Sonne. Eine Ummenge Säugler, Enten und Gänse belobte den weiten Hof und ein Pfau schlug ein Rad nach dem anderen vor seiner Henne. Eine lange Reihe Wägen zog sich quer durch den Hof, unter dem Vorhah der Scheune hand die Dreischmädhine. Leute waren nicht zu sehen, denn es war Entenzeit und jede Hand arbeitete draußen auf den Fluren.

Als der junge Mann auf die Straße trat, ging er raschen Schrittes auf eine Frauengestalt zu, die tief verkleidet auf einer Bank saß.

„Halt du ihn gehen?“ frag die Dame höflich.

„Ja Mutter.“ antwortete der Sohn. „Ich habe auch mit ihm gesprochen. Er hat mich sojauligen vom Hofe gejagt.“ Ein kurzes Aufschauen, ein herzliches, fröhliches Lachen, frei von jedem Mergen folgte.

„Hat er dir denn gefallen?“ forchte die Dame weiter.

„Gefallen?“ antwortete der Sohn. „Ich konnte es nicht sagen. Ich hatte mit dem Mann keinen Bekanntschaften nach eigentlich anders vorgefellt. Aber immerhin, ein ganz fählicher Herr, mein Herr Vater.“

Die Mutter wies mit der behandhabtenen Rechten auf zwei Fenster im Schloße. „Sieh Konrad“, sagte sie zu ihrem Sohne. „Dort habe ich gewohnt, als ich vor 21 Jahren hier die Wirtschafft lernte.“

Interessiert blickte der Sohn hoch. In diesem Augenblick ersehen in dem einen der Fenster der Kopf eines Wädhens, blond, hübsch, mit dunklen Augen. Ein Bild streifte die Frau und den jungen Mann vor der Mauer, dann flogen die Augen hinaus über die Felber und Wälder.

„Deine Nachfolgerin, Mutter“, lächelte der Sohn, um gleich darauf, die leichtsinnigen Worten bedauernd, die Hand seiner Mutter zu küssen.

Schoaufatmend blickte die Mutter um sich. Das alles war ihr ja so bekannt, hier hatte sich ja gar nichts verändert, nur die Bäume waren ein wenig stärker geworden. Baron Strahl war Witwer geworden, auch seine Mutter war, bald nachdem die junge Dame, die sie für unwürdig gehalten hatte, die Frau ihres Sohnes zu werden, den Hof verlassen hatte. Ar der Baron hatte doch wieder geheiratet.

In diesem Augenblick kam von den Felbern her ein Diener auf den Guts Hof zu, der eine leinbar leidende Frau in einem Rollstuhl fuhr. Und zugleich kam ein Jagdwagen aus dem Guts Hofe gefahren. Der Baron hufscherte, und neben ihm saß die junge Dame, die vor kurzem erst aus dem Fenster geklickt hatte, aus welchem vor 20 Jahren ein Paar andere dunkle Augen über die Felber und Wälder hindurchgeiften und die Welt in rosigem Lichte sahen. Traurig lächelnd dankte die Kranke im Fahrstuhl für den kurzen Gruß des Barons, und ein höherfährter Wid trat seine Begleiterin. Dann fuhr der Diener mit seiner Herrin weiter in den Hof.

Mutter und Sohn standen beiseite. Stumm bildete die Beiden bald auf den in der Ferne fahrenden Wagen, bald auf die frante Frau. Dann fielen sie sich in die Arme und weinten.

Wägen, mit Ochsen bespannt und voll beladen mit Weizen garben, kamen vom Felde her. Eine große Anzahl Arbeiter und Arbeiterinnen folgten ihnen singend und lachend. Waren es doch die letzten Fuhrten mit Getreide, die sie einbrachten, hatte doch der liebe Gott die Ernte in diesem Jahr gesegnet wie noch nie. Ihr Herr war aber auch ein tüchtiger Landwirt, der seine Sache verstand. Es war eine Freude, unter einer solchen Herrn zu dienen.

Kleine Bildchen.

Von
Gustav Schären-Sondershausen.

(Nachdruck verboten)

Auf einer Fernpredchleitung sahen in der Nachmittagsstunde Schwalben, die sich müde gelagert hatten. Das sah aus wie ein heiterer Tag aus einer Herbststunde Partitur. Da schied die Sonne den Wind, der blies ließ die Melodie nach der Schwärzen und weißen Schwalbennoten.

Draußen vor der Stadt hatten sich gestern Abend die Buben und Eichen des Waldes aufgestellt, um einem großartigen Feuerwerk beizumohnen, das Mond und Sterne feierlich über ihnen abdranneten.

Von einem Fenster aus sah ich Richtung auf der weißen Fläche eines Leibes ein schwarzes Menschengeminnel Schlittschuhen laufen. Nicht möglich: Ist doch Sommer! Da ich aber sah näher zu: es waren — Nitzgen, die auf der weißen Decke eines Gartentisches herumliefen.

Schnitzte doch der Grobian Nordwind eines Tages die großen Pappeln an der Straße, die ihm ansehnlich zu hochmütig waren, derart an, daß sie beinahe vor Entzück hinterübergekippt wären und sich lange nicht beruhigen konnten.

Ich sah auf der See einmal einen fetten Fisch sich müde auf die runden weißen Wellenfalten ausstrecken und von schäumig süßen Wasserströmen gefaßt, einschleifen.

In der Sonnenhitze lag der Strandland wie eine riesige Planne. Wir ausbreitenden Badegäste kamen uns vor wie Speckstücke, die ausgebraten werden.

Ein Liebespaar lustwandelte. Rundum regnete es keine Bindfäden. Aber unter dem Schirm, darunter die beiden verfluchten Menschen gingen, lachte eitel Sonnenschein.

Das Gold — der Reichsbank.

Von Landesgerichtsdirektor Friedrich Saar (Hinsbach). (Nachdruck verboten).

„Wer sein Gold zurückbehält, schädigt das Vaterland. Tragt Euer Gold zur Reichsbank“, so lang die angeblich patriotische Rede während des Krieges und Angfälle liegen sich befinden. Ein gutes Gold veranlaßt gegen Papiergeld und abendern ein eifriges Ueberleben hinzugeben, mit dem sie dann stolz in ihrer Einsamkeit paradiert. Alle Hebel wurden während des Krieges in Bewegung gesetzt, das Gold aus den Händen des Wirtschaftskörpers herauszupressen; er sollte bis zur Müllere „entgolddet“ werden, eine Gefahr, auf die E. Dühring schon vor dem Kriege warnend, eindringlich hingewiesen hatte. Nicht nur der staatliche Beamtenapparat rührte eifrig die Werbetrommel; es ist dies nicht weiter verwunderlich. Auch die Straße ließ sich für das weltliche Augenblicksgeläch einfangen und mißbrauchen. Die Herren Staatspater bestiegen zu dem Kruzgang gegen den Argott Mammon die Stangen und predigten ihren Gläubigen, es sei eine heilige Gewissenspflicht, das Gold an die Reichsbank abzuliefern, ohne auch nur in ihrer Unkenntnis wirtschaftliche Dinge eine Ahnung davon zu haben, daß sie dadurch erst recht die Gefahr des Mammonismus befestigen. Sogar Schulkindern wurden von Haus zu Haus geschickt, um das letzte Goldstück herauszubekommen. Tatsächlich gelang es auch auf die Weise, aus dem gutgläubigen Publikum das Gold aufzusaugen. An dessen Stelle wurden die Abertausende Wirtschaftskörper immer mehr mit Papier vollgepumpt. Kein Wunder, daß dann infolge des Mangels an Goldblut schwere Krankheitsercheinungen bei dem blutleeren Organismus sich einstellten. Es wird nämlich noch weiter unten darauf hinzuweisen sein, daß die Wurzeln unseres Niedergangs in der ungeliebten Geldpolitik der Reichsbank liegen. Es gab zwar auch schon während des Krieges wenige einsichtige, unabhängige Männer, die tiefer blickten und das Unheil kommen sahen. Aber sie durften nichts verlauten lassen; die Zensur gebot ihnen Schweigen. Ja, es war schon nicht ohne Gefahr, auch nur mündlich die warnende Stimme zu erheben. Wer es unternommen wollte, mußte befürchten, als unpatriotisch verachtet und geächtet zu werden. So nahmen denn die Dinge ihren Lauf. Die Welt mit einmal betrogen und durch Schäden werden die Menschen klug. Ja, wenn nur das Gold dem Vaterlande zugute gekommen wäre! Aber mit Patriotismus hatte die Entgoldung des Volkes nicht das mindeste zu tun. Es ist schon so unendlich viel über die Ursachen unseres Zusammenbruchs geschrieben und geredet worden. In der schärften Weise stehen sich hier die Anschauungen gegenüber. Die einen geben alle Schuld dem alten militärischen System, das uns belogen und betrogen habe. Die anderen sehen in der Novemberrevolution und der vorausgegangenen Aufwiegelung die Schuldige. Die Heimat hat das Meer von hinten erdolcht. Man liest und hört aber fast gar nichts, besonders in der Tagespresse, von der Hauptschuldigen, nämlich von der Reichsbank, die mit ihrer unheimlichen Allgegenwart, worüber sich jetzt wohl alle unabhängig denkenden Kenner einig sind, unter wirtschaftliches Leben in seinen Grundlagern zerschüttert hat. Es kommt dieses Schweigen daher, daß die wenigsten sich auf das Wesen des Goldes, den fundamentalen Unterschied zwischen Metallgeld und Papiergeld, verlassen, den wirtschaftlichen Zusammenhängen fremd gegenüberstehen, und besonders auch von dem Aufbau der Reichsbank nichts zu ahnen wissen. Dies gilt nicht nur von den ungeliebten, sondern auch von den geliebten Kreisen, ja von denen noch mehr. Denn gerade die ungeliebten Leute, besonders die Bauern, haben sich das Verdienst für den absoluten Sinn des Metallgeldes nie ganz nehmen lassen. Sie haben immer instinktiv gewußt, was sie daran hatten, und sich durch keine Vorsepiegelungen davon abbringen lassen. Wenn die Reichsbank das Gold brauchen kann, sagten sie sich in ihrem abgelebten Mißtrauen, dann können wir es gerade so gut brauchen. Und sie hatten mit ihrer Logik recht. Viele glauben, die Reichsbank sei eine Staatsanstalt, ein Unternehmen des Reiches. Sie werden zu der irrigen Ansicht durch den Namen der Bank verleitet. Dese ist eine Aktiengesellschaft, die unter der Aufsicht des Reiches steht. Sie hat das Recht, Banknoten zu drucken und gegen Eins auszugeben. Ihr Grundkapital beträgt 180 Millionen Mark. Davon hat das Reich nur einen Anteil von 15 Millionen; die Hauptbeteiligten sind die Bankhäuser Rothschild, Bleichröder und Mendelssohn. Die Banknotenpolitik der Reichsbank ist unserer Volkswirtschaft zum größten Unheil geworden. Ohne jede Rücksicht auf die Preisgestaltung ist der Verkehr immer mehr mit papierernen Zahlungsmitteln überschwemmt worden. Etwa 52 Milliarden Papiergeld laufen eben im Verkehr umher und dabei sind wir noch nicht am Ende der Steigerung des Papiergeldumlaufs. Vor dem Kriege bewegten wir 4-5 Milliarden Gold- und Silbergeld und 2 Milliarden Papiergeld. Es liegt auf der Hand, daß durch eine solche unheimliche Vermehrung der Zahlungsmittel die Preise der Waren ungeheuerlich steigen mußten. Das eine ist die naturgeschliche Folge des anderen. Es ist ein Verstum zu glauben, die Preisregulierung sei auf die Verdrängung des Metallgeldes von Angebot und Nachfrage zurückzuführen. Ihr Hauptgrund liegt in der sog. Inflation, d. h. in der Aufblähung des Verkehrs mit Zahlungsmitteln. Durch die heillosen Banknotenpolitik der Reichsbank läßt sich auch der außerordentliche Preislauf unter Volka im Ausland ohne besondere Schmeicheleien erklären. Er steht damit im engsten Zusammenhang. Man hat nämlich den eigentlichen Charakter der Banknoten völlig aus dem Auge verloren und ist sich dessen gar nicht mehr bewußt, daß die Banknoten Goldobligationen sind, d. h. Schuldscheine, in denen der Aussteller als der Schuldner an den In-

haber als den Gläubiger eine bestimmte Summe Goldes gegen Vorseignung der Note zu zahlen verpflichtet. Die ausgebende Reichsbank ist zwar durch das Reichsgesetz vom 4. August 1914 der Goldentlopfungspflicht entbunden worden. Dadurch sind aber die Banknoten keineswegs ihres realen Charakters entkleidet worden; sie sind nach wie vor Goldobligationen geblieben. Es ist nun leicht einzusehen, daß bei steigender Notenmenge und gleichbleibender oder gar sich vermindern der Golddeckung die Aussicht, daß die Noten dereinst in Gold eingelöst werden könnten, immer geringer wird. Nach dem Vorgang sollten die ungeliebten Leute zu einem Drittel mit Gold gedeckt sein. Tatsächlich laufen sie jetzt allerdings, da die Golddeckung vermindert und gering geworden ist (im November 1919 z. B. betrug sie nur noch 2,3 des Notenbetrages), als ungedecktes Papiergeld im Verkehr um. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Reichsbank wieder einmal Noten gegen Gold einlösen werde, ist jetzt so gering geworden, daß der Wert der Banknoten, an dem internationalen Wertesmaß des Goldes gemessen, sich dem Nullpunkt bedenklich nähert hat. Man erinnere sich also immer wieder, wenn man über Valutafragen, über Steigen und Sinken sich klar werden will, vor allem daran, daß die Banknoten Goldverpflichtungen sein sollen. Nur eine greifbare Dedung in Metall vermag ihnen Wert zu verbürgen. Hohe Gewerkswerte wie nationale Größe werden im Ausland nicht als genügende Dedung angesehen, in Belgien hört halt überall die Gemütskraft auf. Mit dem Steigen der Aussicht auf Goldentlopfung liegt die Valuta, sie sinkt mit der Verringerung dieser Aussicht. Alle Vorsehungen, den Stand der Valuta zu heben, werden deshalb nur dann von dauerndem Erfolg begleitet sein, wenn sie darauf ausgehen, die Aufnahme der Bezählung in Gold durch die Reichsbank zu ermöglichen. Läßt sich dies erreichen, oder auch nur die Aussicht dazu erhellen, dann wird auch der Kurs ohne weiteres leicht und sich beseitigen. Würde die Einlösung unserer Noten in Gold zu einer Sache der Gewissheit, dann wären alle Valutalastigkeiten, die die Finanzpolitik und die Geschäftswelt bedrücken, bald behoben. Die Entlopfung des wirtschaftlichen Verkehrs von allem Goldumlauf hat uns in Armut und Kreditlosigkeit gebracht. Welch ein nicht zu unterschätzender Vorteil wäre es, wenn in dem Geäder des Verkehrs jetzt noch Gold umlief! Es ist das Blut des Wirtschaftslebens. Eine alte, große Lähmung besteht darin, zu glauben, das Gold habe nur einen eingebildeten Wert, man könne es durch Papiergeld ersetzen. Dieser Irrtum hat sich noch jedesmal in verhängnisvoller Weise gezeigt. Goldbleibt heißt Reichtum dar; er verliert aber auch die Freiheit. Mit dem Verlust des Goldes ist das deutsche Volk nicht nur in Armut, sondern auch in Unfreiheit, in Kreditlosigkeit geraten. Papiergeld ist Kreditgeld. Papierener Reichtum hat keinen festen Grund und Boden, niemand weiß jagen, was er damit an Werten hat. Nicht nur das deutsche Volk allein, sondern auch die Völker in anderen Ländern sind einer großen Lähmung der Großgelddichte anheimgefallen; denn die Entgoldung des Publikums ist international geworden. Der Appell an den Patriotismus des deutschen Volkes war in Wirklichkeit ein riesiger, wohlangelegter Betrug der internationalen Hochfinanz auf das in den Händen der Einzelpersonen befindliche Gold, wobei sich der Staat zum willigen Werkzeug der schlechten Interessen hergab.

„Geologische Heimatkunde“ von Professor Walther.

Rechtzeitig vor dem Beginn der Reisezeit erschien in der 5. Auflage Walthers Geologie, Heimatkunde von Thüringen. Das ansprechende Büchlein will, wie Walther schon im Vorwort zur 1. Auflage (1902) sagt, „kein geologischer Führer für den Fremden sein, sondern es ist für den anheimgehenden Freund der Gegend bestimmt, der sich über die gegenwärtigen Beobachtungen auf Reisen unterrichten“.

Es ist wirklich geeignet, dem Wanderer auf seinen Reisen durch das Thüringer Land eine willkommene Hilfe für das Versehen der landschaftlichen Formen zu sein. Walther bringt hier nur wirklich wissenschaftlich Feststellendes. Im ersten Hauptteil, der nahezu die Hälfte des gesamten Büchleins einnimmt, zeichnet Walther mit trefflichem Stil Bilder aus der Urgeschichte des Thüringer Landes. In verständlicher und anschaulicher Weise werden wir mit den ältesten Epochen der Erdgeschichte Thüringens bekannt gemacht. Mit pädagogischem Geschick weiß der Verfasser allgemeine geologische Fragen einzuflechten, die für den Laien von großem Wert sind. In ausgezeichneter Weise hat es Walther verstanden, die ungeheure Zahl von Fachausdrücken und Namen von Vereinerungen auf das unbedingt notwendige Maß zu beschränken. Nur in den Anmerkungen, in denen es geht, einen kurzen Uebersicht über die Geschichte der einzelnen Schichten zu bekommen, war eine Häufung von Namen unvermeidlich und doch hat auch hier die Uebersichtlichkeit nicht gelitten. 120 Abbildungen der leitenden Pflanzen und Tiere der verschiedenen Erdperioden sind in 142 Figuren dem Text beigelegt, meist in natürlicher Größe.

Im 2. Hauptteil, der geologischen Wanderungen werden die einzelnen Landschaften kurzlich durchstreift, ohne daß ein strenger Reiheweg eingehalten wird. Das ist es gerade, was das Büchlein für jeden Wanderer so brauchbar macht. Im 1. Abschnitt des 2. Teiles lernen wir die Arbeit der Geologen und das Entstehen geologischer Karten kennen. Walther gibt hier beachtenswerte Winke für die Vorbereitung und Ausführung geologischer Erkundungen. In 28 Einzelabschnitten durchstreifen wir dann mit Walthers Wanderung die Thüringer Landschaften, von denen jede eine kurze und doch inhaltreiche Schilderung erfährt. 16 einfach gezeichnete Profile geben die wichtigsten topographischen Zusammenhänge wieder. Der kleine Hauptteil des Büchleins ist ein Uebersicht über das Fachausdrücke, das wesentlich vermehrt worden ist, sowie ein Verzeichnis der abgebildeten Fossilien, ein Verzeichnis der Ortsnamen und eine der Thüringer Sammlungen an. Wünschenswert wäre vielleicht eine Zusammenstellung von geologischer Einzelerklärung über Thüringen gewesen. — Der neuen Auflage ist eine leider nur in Schwarzdruck gehaltene geologische Uebersichtskarte von Thüringen (aus H. Regel, Thüringen 1892) beigelegt. Diese hätte ja mancherlei Verbesserungen bedurft, doch mußte aus technischen Gründe davon abgesehen werden.

Das in handlichem Format gehaltene und bei seinem reichen Inhalt nur 262 Seiten starke Büchlein kann allen Wanderern, insbesondere auch dem Studenten bei der Vorbereitung und Ausführung von Wanderungen in die schöne Thüringer Heimat warm empfohlen werden.

Fr. Schäfer.

*) Geologische Heimatkunde von Joh. Walther, s. d. Professor der Geologie und Paläontologie an der Universität Halle. Mit 120 Volltafeln in 142 Fig., 16 Profilen in Texten und einer geol. Uebersichtskarte (VIII. u. 262 Seiten, gr. 8°) Verlag G. Fischer (Jena), 1921

Die Hautprobe. Es ist allgemein bekannt, daß der Mensch ohne Nahrung weiterleben vermag oder nicht ohne die Haut. Wenn man zum Beispiel einem lebenden Tier das Fell abziehen wollte oder jenseits Haut mit einem luftundurchlässigen Stoff vollständig überziehen würde, also auch den Menschen, so würde der Tod innerhalb weniger Stunden eintreten, weil die Haut ihrer Funktionen beraubt wäre. Daraus folgert, daß eine gesunde, frische Hautfarbe auch ein Anzeichen für sonstiges körperliches Wohlergehen ist. Normale Haut ist feucht, elastisch und durchsichtig scheinend. Es braucht deshalb nicht zu verwundern, daß aus der Haut einer Person auch auf deren Alter geschlossen werden kann. Wenn man s. B. eine Hautprobe auf dem Handrücken bei einer älteren oder geschwächten Person zwischen Daumen und Zeigefinger aufbringt, so wird der dabei entstehende Ramm für einige Sekunden stehen bleiben, hingegen die in gleicher Weise in die Höhe gehogene Hautfarbe eines jungen Menschen sofort in ihre frühere Lage zurückgeht, sobald sie losgelassen wird. Eine neue Entdeckung auf dem Gebiete der Hautprobe hat jetzt die Kergetwelt zu verzeichnen. Wir wissen, daß diese oder jene Nahrung nicht allen Menschen befähigt ist, daß sie ihnen sogar schadet, und daß dieses oder jenes Leiden, ja selbst Kopfschmerz, der aus dem Befinden des Magens herrührt, von solchen Speisen stammt. Amerikanische Forscher haben die Mittel gefunden, um diese Leiden zu heilen und festzustellen, welche Nahrung bezwunglos nicht genommen werden darf. Kommt ein Patient zu einem solchen Arzt — wie z. B. Turnbull vom Armeespauglazette in Washington — so wird er den Interieur entlocken; der Arzt macht einen leichten Schnitt in die Haut und bringt in diesen einige Tropfen einer schmerzhaften alkalischen Lösung. Diese ersten Tropfen werden „Kontrolle“ genannt, um herauszufinden, wie die Haut darauf reagiert. Nunmehr folgt eine zweite Probe in derselben Schnitt oder an dessen Stelle in dieselbe Hautabschürfung. Hierbei wird in die Lösung eine kleine Menge eines Pulvers gemischt, das das Protein irgendeines Nahrungsmittels, ja sogar von Hühnerfleisch, Ferkelbieren und anderen Stoffen enthält. Dieses Pulver wird mit der Lösung leicht in die Hautrisse gegeben. Auf diese Weise können an jedem Arm 24 Hautrisse, also im ganzen 48 Hautproben vorgenommen werden. Wenn ein gewisses Nahrungsmittel dem Interieur nicht zutrifft, so wird das bei der Hautprobe angewandte Protein dieses Nahrungsmittels eine Rötung oder Schwellung an der Hautrisse herbeiführen, die aber innerhalb einer halben oder einer Stunde wieder verschwindet. Außerdem tritt eine Rötung ein. Am nächsten Tage hat der Patient sich einer nochmaligen Probe zu unterziehen, um festzustellen, welche Nahrung ihm zutrifft. Auf diese Weise wurden bereits langjährige Kopfschmerz und Magenbeschwerden, ja selbst Herz- und Nervenleiden geheilt.

Literatur.

Das Land ohne Lachen. Erzählung aus Chinesisch-Turkestan. Von H. R. Nord. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

„In ein Land, in dem Menschenleben nichts gelten und ganze Völkstämme herrschsüchtiger Unterdrückung und Ausbeutung zum Opfer fallen, führt dieser neue, an ergreifenden Abenteuer reiche Roman des Verfassers von „Der Alt“ und „Sirausch“. Gedacht verflocht der Forschungsreisende mit offenen Sinnen geographisches und völkerverständnis mit den spannendsten Räsel der Dichtung. Mit atomarer Spannung begleitet der Leser die trotz ihres verachteten Gemütes, ja sympathische russische Spionin auf ihrer von hundert gefährlichen behinderten Wanderung durch die Wüsten des sibirischen Innerasiens. Ihr Plan ist es, die bedrohte Karakum, die dem vertriebenen Ueberfällen zu schätzen. Aber die Verfolgung und Tode Karakumkamm Wästen, Gold und Munition zuführen soll, vor habüßlicher Mongolen erschweren ihr die Durchführung ihrer Abicht immer aus neue bis zur Unmöglichkeit. Wüste Bilder orientalischen Steppens ebenen farge Reize einer herben, unerschütterlichen Natur. Sie weichen ab mit dem geheimnisvollen Treiben städtischer Siedlungen, in denen die Bewohner nie mit verdorzogen, verdrehten Fäden aneinander geknüpft zu sein können. Die Spur, die auf das Wiederfinden der lieblichen Reisegefährtin Dr. Nord's deutet, die bösartige, geheime Nachstellung zum Opfer fallt, schließlich nicht ohne freundlichen Ausblick auf künftiges Uebelsglück die seltsame, ereignisreiche Erzählung.

Ein Stück Alt-Wien, eine durch die Geschicknisse der letzten Jahre verhäutete idyllische Epoche laßt aus der Verfertigung empor. Die gute alte Zeit, da man noch in Gulden und Kreuzern rechnete und das goldene Wienerherz in Blüte war. Margarete Langhammer, bekannt als sehr erfolgreiche Bühnenschriftstellerin („Gefallene Engel“, „Die Ueberzählten“ usw.) und als Verfasserin des „Romantroman“, der berechtigtes Aufsehen erregte, läßt ihr Gehehlen aus dem bürgerlichen und heimeligen Milieu der Donaupark. Geschichten wie z. B. „Die Krawattenkassette“, „Der letzte Jung“, „Der Schinagel“ und Rabenstiftler'scher Wäpelspiele, die jedem Freunde Wiens und jedem, der wahr im Wiener auch heute noch glänzendem Lebensart kennen lernen möchte, willkommen sein werden.

Wolff Sawyer: Leute aus der Art. Denkwürdige Gestalten aus der Heimat. 4. Band der „Mövenreihe“ der „Wila“, Wiener Literarische Anstalt, Gef. m. b. H. 1921. Wien — Leipzig.

Anton Chorn: Im Zillithal, Rostergeschichten. (2. Band der „Mövenreihe“ der „Wila“) 1921. Wiener Literarische Anstalt, Gef. m. b. H. Wien — Leipzig.

Anton Chorn hat in seinen Rostergeschichten ein tiefes menschliches Problem in anmutiger Form gelöst. Er führt den Leser in die Welt der katholischen Geistlichen vergangener Jahrhunderte, die sich hinter Klostermauern barg. Die harte Ordensregel, die seine individuelle Selbstentwicklung duldet, der engsten Seite ferner fester Ordensbrüder, der funktionslose Streben und wüstenhaftigen Fortschrittsabstraktion als Zielsetzung ansetzt, der tragische Konflikt, der sich in der Seele einzelner Mönche zwischen dem freiwillig auf sich genommenen Gelübde der Keuschheit und der sich erwachenden irdischen Liebe entwickelt, werden padend geschildert. Aber auch der Humor kommt zur Geltung, so in der Geschichte des „Pater Fabian“, eines naiven unruhigen Laienbrüders, in einer schon aufgefällten späteren Epoche.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1630.